

FRIEDENSPREIS 
DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS

1953
Martin Buber

Börsenverein des Deutschen Buchhandels



Albrecht Goes

Laudatio

Martin Buber, der Beistand

Einen Brief beantwortet man in der Schreibzimmerstille und nicht, wie Sie sagen mögen, in feierlich-öffentlicher Kundgebung. Und doch habe ich im Sinn, hier dergleichen zu tun. Denn wenn es uns gewiß nicht statthaft erscheint, von den Empfindungen zu sprechen, die Sie, Martin Buber, bei der Wiederkehr in die Stadt Ihrer einstigen Wirksamkeit nach so vielen Jahren - und nach was für Jahren! - bedrängen mögen - es sind Ihre Empfindungen, und unser Wort erreicht sie nicht - so will es uns doch recht dünken, mit unsrer Empfindung nicht hinterm Berg zu halten: Dies ist für uns die Stunde einer wahren Wunscherfüllung. Wer zwanzig Jahre lang darauf gewartet hat, einmal ganz unmittelbar »Gruß und Dank an Martin Buber« sagen zu dürfen, der mag ungeduldig sein. Auch soll ihn die Vorstellung, er spreche allzu privat, nicht beunruhigen. Er spricht nicht privat. Er spricht für die, die in einem bangen und schweren Lebensaugenblick, in dem es darauf ankam, einen Beistand zu haben, nicht ohne Beistand gelassen wurden, und Sie waren dieser Beistand.

Das war in den Jahren 1933, 1934 - und in den Jahren danach. Die Tyrannis besetzte vor unseren Augen Feld um Feld, der einzelne war angefochten von der Sorge, unwahrhaftig zu reden und unwahrhaftig zu schweigen; doppelt und vielfach angefochten, wenn er kraft eines Amtes eine tägliche Verantwortung für andere trug. Daß es damals, als viel bislang verlässliches Leben uns verließ und viele Ratgeber ratlos wurden, die Gewißheit gab: Bei der Lampe in Heppenheim an der Bergstraße sitzt Martin Buber, und wir können unsere Zettel vor seine Tür legen, wie die Chassidim ihre Zettel niederlegten an der Tür des großen Maggid oder beim Rabbi Schmelke von Nikolsburg - das zählte. Was konnte auf dem Zettel stehen? Nun, wer damals sich anschickte, nach Heppenheim zu schreiben, der frug wohl einfach: Was sollen wir denn tun? Die Antwort mußte - damals wie heute - so lauten, wie sie schon 1914 in einem Zuruf Martin

Bubers gelautet hatte: »Du sollst dich nicht vor-enthalten.« Und sie konnte - damals wie heute - in keinen anderen Bereich weisen als in den des jeweils Nächsten, dem wir allezeit und also auch am bösen Tag die Erinnerung an das Wahrhaftig-Wirkliche schuldig sind.

Ein solcher Bescheid, einmal gegeben, konnte genug sein für immer. Aber könnte sich nicht auch das schöne Wunder ereignen, daß er zu anderer Welt- und Lebensstunde noch einmal erteilt würde? So hatten Sie, Martin Buber, dem, der Ihnen vor neunzehn Jahren geschrieben hatte, damals sogleich Antwort gegeben; aber nun geschah es - neulich, noch ehe ich wußte, daß mir die Auszeichnung zuteil werden würde, hier heute sprechen zu dürfen -, daß Sie ein zweites Mal antworteten. Dieser zweite Brief kam nicht mehr aus Heppenheim, sondern trug den Poststempel »Jerusalem«, ein Brief, wie man ihn nicht alle Jahre empfängt, und war ich damals, als ich schrieb, nicht der Schreiber für mich allein, so bin ich heute noch weniger der Empfänger allein -; ja, alles, was ich in diesem festlichen Augenblick zu sagen habe, verbindet sich wie von selbst mit diesem Ihrem Brief. Hier ist der Brief:

»Vor der diesmaligen Europareise habe ich die Pflicht empfunden, die Briefschaften von 1933 bis 1953, soweit sie bewahrt worden sind, erneut durchzusehen, und dabei ist mir Ihr Brief vom 4. August 1934, in dem Sie nach der Haltung des Verantwortlichen fragen, in einer besonderen Weise zu Gefühl gekommen. Ich bekam das fragende Herz des damals jungen - Sie schreiben >sehr jung< - Menschen stärker als damals zu fühlen. Die Welt ist heute so beschaffen, daß man keine Erfahrung einer echten Nähe noch verschweigen darf; darum schreibe ich Ihnen. Ich weiß nicht, in welchem Maße Sie noch mit dem Schreiber des Briefs identisch sind (ich bin heute mehr sein Empfänger, als ich damals war), aber Sie stehen gewiß noch in einer so intimen Beziehung zu ihm, daß Sie ihm mei-

nen Gruß in aller Unmittelbarkeit ausrichten können.«

Ich habe den Gruß ausgerichtet; ich habe auch die Wolke, deren Finsternis Sie einen Augenblick lang wahrnahmen, die Wolke der Sorge, es könnte einer in neunzehn Jahren vergessen und abgeschworen haben, ich habe sie gesehen, wie wir allezeit sie sehen, wenn uns die Strophe Platens über das Herz hinfährt:

*Und jener Mensch, der ich gewesen, und den ich
längst*

Mit einem andern Ich vertauschte, wo ist er nun?

- aber es ist eine Wolke, und Sie schrieben ja wohl auch, weil Sie dem Empfänger zutrauten, daß er - und auch er vielleicht mehr noch als vor neunzehn Jahren - der wirkliche Empfänger sein würde, der des Grußes echter Nähe, der des Beistands bedarf.

Des Beistands. Lassen Sie mich mit einigen abgrenzenden und einigen deutenden Sätzen bekunden, was gemeint ist mit diesem Wort: Martin Buber, der Beistand.

Wen meinten, wen meinen wir? Wen meinten, wen meinen wir nicht? Nicht: den Diktator. Jener erste Brief war geschrieben worden in der Verstörung vor dem schlimmen Schauspiel, daß einer sich den Titel »Der Führer« angemahnt hatte (und das Wort sollte gelten als Führer für ein Land, in dem die »Orphischen Urworte«, der Isenheimer Altar und die h-moll-Messe entstanden waren). Wohl: für den, der Erfahrungen zugänglich war, konnte diese eine Erfahrung genügen, um immun zu bleiben gegenüber jeder, auch jeder künftigen Verführung durch »Führer«. Die Wahrheit, die mich meint und der ich Antwort schulde, kommt nicht aus dem - wie immer gearteten - Führerbefehl zu mir. Wer nach Diktat lebt, lebt nicht als Person. Der Hörige hört nicht. Aber wer hilft ihm nun, wenn er doch der Hilfe bedarf, ihm, dem Menschen von unterwegs? Nicht der anordnende, sondern der fragende Geist; nicht also Papst Johann XXII., sondern der Meister Eckhart, Blaise Pascal, nicht das kirchliche Gericht, nicht Bischof Mynster in seiner unerschütterlichen Sicherheit, sondern sein Widerpart Sören Kierkegaard und gleichermaßen die Stimme der Erschrockenen, der Unbedingten, es sei nun die leise Stimme des Staretz Sosima oder die leidenschaftliche Stimme der Simone Weil.

Nicht der Diktator ist gemeint und auch nicht der Präzeptor. Wie bist du der geworden, der du bist? Wo hast du gelernt? Aus welcher

Schule kommst du? Eine Narrenrede bei Shakespeare - so möchtest du antworten - hat mich belehrt; eine Streicherfigur in dem Mozartschen Quintett, das wir eingangs hörten, ist lautere Botschaft, eine Linienführung auf einem Rembrandtschen Blatt erschließt Geheimnis genug; aber auch die Gebärde, mit der mein Gastgeber das Gemüse zu Tisch brachte, ein Wink, ein Weinen in der Nacht, ein Lächeln im Abschied. Immer gerade nicht das Götzenbild der Wörter, nicht das Kollegheft, das auswechselbare, und nicht das System, das nichtauswechselbare.

Dem Diktator widerstrebend und dem Präzeptor fremd, wohl an vielen Tischen zu Gast und doch weiter unterwegs, einem entgegen, in dem vieles zu einem sich fügen würde, in dem Zusammenhänge glaubwürdig würden -; so fanden wir zu Ihnen, so traf uns Ihr Wort: »Ich habe keine Lehre. Wer eine Lehre von mir erwartet ..., wird stets enttäuscht werden. Es will mir jedoch scheinen, daß es in unsrer Weltstunde überhaupt nicht darauf ankommt, feste Lehre zu besitzen, sondern darauf, ewige Wirklichkeit zu erkennen und aus ihrer Kraft gegenwärtiger Wirklichkeit standzuhalten. Es ist in dieser Wüstennacht kein Weg zu zeigen; es ist zu helfen, mit bereiter Seele zu beharren, bis der Morgen dämmt und ein Weg sichtbar wird, wo niemand ihn ahnte.« Und nun schlugen Sie vor uns die Erzählungen der Chassidim auf, und wir sahen den Baal-schemtow, den großen Maggid und alle seine Söhne und Sohnessöhne im Leib und im Geist. Wir waren gesellt den namenlosen Chassidim, die aus der einfachen und großen Gewißheit lebten, daß es möglich sei, »Gott in jedem Ding zu schauen und durch jede reine Tat zu erreichen«. Nicht unterrichtet waren wir, aber in eine Richtung gewiesen; Lebe-Meister, nicht Lehrmeister redeten mit uns; nicht das Fertige kam uns zu Händen, sondern die Fülle der Möglichkeiten, aber der Widerschein des Lichtes vom Anbeginn war über ihnen. Und wenn wir nun, nicht in Berditschew, sondern hier und heute fragten, wenn wir auf Sie unsere Fragen zutrugten, dann erschien uns Ihr Antlitz, das Antlitz des Antwortenden, wie das Antlitz vieler Zeiten. Der Bescheid wurde erteilt in der Sprache unserer Zeit, als eine Auseinandersetzung vielleicht mit der Existenzphilosophie jüngster Tage, aber wer wirklich wahrnahm, der sah den Ältervater aus Rymanow, sah den Zaddik: hoheitsvoll, aber zugleich brüderlich nah, feurig, aber zugleich lächelnd, voll Kunde, aber voll Einfalt auch;

jetzt mit dem Fuhrmann scherzend, jetzt freudig im Tanz, jetzt gesammelt zum Segensspruch, wie er gesprochen wird am großen Versöhnungstag.

Die Fragen aber - es sind, wo immer Menschen nicht im Vorfeld verweilen - überall dieselben Fragen: Wie kann fruchtbares Leben sich entfalten, wenn es das Böse gibt, wenn wir mit den Abgründen, den Verneinungen zusammengeschnitten sind und wenn sie die beste Bastion besitzen: in uns? Und: Wie kann, da doch die Bilder Gottes vor unsren Augen abbröckeln, die Wirklichkeit Gottes uns gewiß bleiben? Und: Wie wird die tiefe Einsamkeit unsres Menschentums in Wahrheit überwunden?

Sie waren, als diese Fragen in immer neuer Gestalt auf uns zukamen, in weiter Ferne. Sie waren verjagt aus dem Land, dem Sie Ihre Arbeitskraft gegeben und in dessen Sprache Sie mit einer Hofmannsthalschen, einer strengen Anmut geschrieben und geredet hatten; aber Sie waren uns nicht unerreichbar. Denn sooft wir, nach dem Ende der Sintflut, in glühender Teilnahme, anders ist es nicht zu sagen, Botschaft aus Israel empfangen und von den Kibbuzim lasen, den Gemeinschaften, die nun den Acker von Erez Israel gewannen - mit unsäglicher Geduld, mit heißer Ungeduld, mit unduldsamer Leidenschaft wohl auch -, immer dann fügte sich Ihr Bild mit in diese Vorstellungen ein. Wir sahen Sie, Martin Buber - wohl in einem der großen Gebäude der Hebräischen Universität beheimatet, wohl Lehrer, Professor -, aber im Grunde der gleichen Aufgabe verschrieben, der diese Siedler dienen.

Wer für den Acker sorgt, wofür sorgt er? Die Ackererde geht ihn an, die Tiefe des Bodens, das Unterirdische, die Feuchtigkeit oder die Trockenheit der Wurzelgründe, die Widerstände, die Schädlinge der Tiefe. Und: Der Himmel geht ihn an, die Höhe, das lebendige Licht, der heilsame Regen. Und: Die Saat- und Erntehelfer gehen ihn an, ihr Leben, ihre Arbeitskraft, ihre Freude, ihre Gemeinschaft.

Und so sahen wir nun auch Sie dem Acker Israel verschrieben, mehr, dem Acker Menschenwelt. Dreifach verschrieben.

Seiner Tiefe, seinem Dunkel, dem Undurchdringlichen, dem Unvertraulichen. Nach dem Nächtigen fragt ihr, nach dem Bösen? So sorget, lautet die Antwort, daß es nicht abgedrängt werde, nicht abgewürgt, nicht - eben gerade nicht - psychoanalytisch sublimiert; daß es vielmehr erkannt werde als Funken der Herr-

lichkeit, mit denen die »Schalen der Tiefe« sich füllen; sorget, daß der »böse Trieb« einbezogen werde in die Liebe zu Gott, nehmet ihn wahr als den Dornbusch, der vom göttlichen Feuer erfaßt werden will. Nicht der Schonung bedarf eure Dunkelheit, wohl aber der Zurüstung, der Aufmerksamkeit, der Richtung, mehr: der Liebe.

Und verschrieben dem Acker und der Wölbung des Himmels über diesem Acker, die über seinen Krümen und Gräsern ist mit lebensschaffender Sonne und mit lebendigem Morgentau, Gott also meinend, und nun - wir rufen Pascals memorial herzu - »den Gott Abrahams, Gott Isaaks und Gott Jakobs, nicht den Gott der Philosophen und der Gelehrten«. Es wird not tun, Bilder preiszugeben und eingedenk dessen zu bleiben, daß Gottes Wort Gottes Stimme ist, nicht Gottes Buchstab; aber es gilt zugleich, zu prüfen, ob nicht dort, wo »Gott« gesagt wird, in Wahrheit die Gottesfinsternis regiert, weil kein Gegenüber angeredet, weil keinem »Und Gott sprach« in Wahrheit geantwortet wird. So wird Zwiefaches geleistet: dem Zuführgesicherten werden die Bilder von der Wand genommen, die ihn hindern, den zu erkennen, der über allen Bildern ist. Aber das Glasdach, das einer an Himmels Statt gelten lassen möchte, wird unerbittlich Glasdach genannt.

Und ein drittes. Verschrieben dem Acker, und mehr noch nach der Tiefe und mehr noch als nach der Höhe nach der Mitte fragend. Nicht die Gottessorge - denn der Ewige bedarf ja dessen nicht, daß wir uns sorgen um seine Verwirklichung in dieser Welt -, sondern die Menschen-sorge ist Martin Bubers Grundsorge. Die Sorge um alles menschliche Mitsammen. Ob die, die miteinander zu tun haben, nun »wirklich miteinander zu tun haben«. Ob sie in alle Ewigkeit nur ihre bitteren Monologe sprechen - wissend, daß es Monologe sind, oder gar vermeinend, es sei schon Dialog, was doch nur aneinander vorbeiredet. »Die eigentliche Schicksalsfrage der Menschheit« - so heißt es in Bubers Abschiedswort an seine amerikanischen Hörer - »ist die Frage, ob es den unmittelbaren, rückhaltlosen Dialog gibt, das echte Gespräch zwischen Menschen verschiedener Art und Gesinnung.«

Sorge. Sorge um das Ich und um sein Du. Um das Zusammen und Zugleich von Gottesdienst und Menschendienst. Um die Einung des Zerfallenden. Und das so, daß immer der kleinste Raum vor Augen steht, der Bereich des Zwiegesprächs, und der größte Raum, wie ein

Atem, der durchs Fenster hereinweht, geahnt und gewußt ist: das Volk, die Völker, alles Menschentum.

Sorge. Aber Sorge im Vertrauen. Das Vertrauen, das Martin Buber ausstrahlt, ist das Vertrauen des wahren Zaddik. Es ist das Vertrauen in die Vollmacht jener Freude, kraft der einst Rabbi Jehudi Spielleute aussandte, um seinem todbedrohten Lehrer zu Hilfe zu eilen, mit der Macht der Melodie; es ist das Vertrauen in die Wirksamkeit jener heiteren Liebe, die Rabbi Wolf vermochte, sich vom ungebärdigen Gast Rettichschnitzel geben zu lassen, um ihn nicht zu beschämen. Es ist das Vertrauen, das sich nicht vorenthält, das, um es noch einmal in einem chassidischen Gleichnis zu sagen, Ziegel sein will, nicht Eisenblech. Wohl deckt auch Eisenblech Häuser, aber Besseres geschieht, wenn das Herz des Mannes, der über der Gemeinde wacht, dem Ziegel gleicht: »von all ihrem Leid erschüttert, daß es in jedem Augenblick zu zerbrechen droht, und doch ausharrend«. Und dieses Vertrauen schließt ein die Bereitschaft, mit dem anderen traurig zu sein und lange zu schweigen, weil uns die Einsicht eint, daß es schwer ist, den anderen wirklich zu lieben, wo wir doch - nach einem tiefen Wort des Sasower Rabbis - oft genug nicht wissen, was dem anderen fehlt. Die Schwermut freilich, die hier Platz greifen könnte, wird von allem Anfang an erkannt als die große Versuchung aus der Tiefe. In das Lastende hinein ist früh - Sie haben es mehr als einmal erzählt - der Wächterruf des Baalschemtow gedrungen: »Er stehe mit Eifer vom Schlafe auf«, und Gegenwart gewann das Bild des Urvaters Henoch, des Schuhflickers, der mit jedem Stich seiner Ahle Gott und die Schechina zusammenfügte, das ist: das Ewige und jene Herrlichkeit Gottes, die in die Welt versenkt, in den Staub gestürzt, ins Exil verbannt ist, und die doch gerade dort als Herrlichkeit gesucht und gefunden werden will.

Solcher Dienst aber ordnete Ihr Leben einem einzigen zu - für immer: der Liebe zum Menschen. Und verschloß es einem einzigen - für immer: dem Geist der Verneinung.

In Kraft solchen Dienstes sind Sie für uns der Beistand geworden. Nicht der Diktator, der zwingen möchte, nicht der Präzeptor, dessen Teil die Teile sind, sondern einer, der uns begleitet durch die unendliche Dauer des Augenblicks, der uns das Auge öffnet für die unermeßliche Gnade des Augenblicks.

Auf sechsunddreißig Gerechten - dies zuletzt zu sagen - ruhen, nach einem alten Spruch, die Welt und ihr Bestand. Da Sie, Martin Buber, hier unter uns sind, sind wir versucht, einen Satz mehr zu sagen als diesen Satz. Wir würden aber dem sorgsamem Zögern, dem heiligen Ritardando Ihres Lebensgesetzes zu nahe treten, wenn wir diesen Satz aussprächen.

Martin Buber

Dankesrede

Das echte Gespräch und die Möglichkeit des Friedens

Ich kann meinen Dank an den deutschen Buchhandel für die mir erwiesene Ehrung nicht aussprechen, ohne zugleich darzulegen, in welchem Sinn ich sie, ebenso wie den mir vorher von der Universität Hamburg verliehenen Hansischen Goethepreis, angenommen habe.

Vor einem Jahrzehnt etwa hat eine erhebliche Anzahl deutscher Menschen - es müssen mehrere Tausende gewesen sein - auf den indirekten Befehl der deutschen Reichsregierung, auf den direkten Befehl von deren Beauftragten, Millionen meiner Volks- und Glaubensgenossen umgebracht, in einer systematisch vorbereiteten und durchgeführten Prozedur, der an organisierter Grausamkeit kein früherer geschichtlicher Vorgang zu vergleichen ist. Ich, einer der am Leben Gebliebenen, habe mit denen, die an jener Handlung in irgendeiner Funktion teilgenommen haben, die Dimension des menschlichen Daseins nur zum Scheine gemein; sie haben sich dem menschlichen Bereich so dimensional entrückt, so in eine meinem Vorstellungsvermögen unzugängliche Sphäre der monströsen Unmenschlichkeit versetzt, daß nicht einmal ein Haß, geschweige denn eine Haß-Überwindung in mir hat aufkommen können. Und was bin ich, daß ich mich vermessen könnte, hier zu »vergeben«!

Anders verhält es sich mit dem deutschen Volke. Ich habe von Jugend an die reale Existenz von Völkern aufs höchste ernst genommen, aber nie habe ich mir in der Sicht irgendeines geschichtlichen Moments, eines gewordenen oder eines gegenwärtigen, die in diesem Moment im Innern eines Volkes bestehende konkrete Vielfältigkeit, die bis zur Gegensätzlichkeit geht, seine konkrete innere Dialektik, durch den nivellierenden Begriff einer so und so beschaffenen, so und so handelnden Gesamtheit verdunkeln lassen. Wenn ich an das deutsche Volk der Tage von Auschwitz und Treblinka denke, sehe ich zunächst die sehr vielen, die wußten, daß das

Ungeheure geschah, und sich nicht auflehnten; aber mein der Schwäche des Menschen kundiges Herz weigert sich, meinen Nächsten deswegen zu verdammen, weil er es nicht über sich vermocht hat, Märtyrer zu werden. Sodann taucht vor mir die Menge all derer auf, denen das der deutschen Öffentlichkeit Vorenthaltene unbekannt blieb, die aber auch nichts unternahmen, um zu erfahren, welche Wirklichkeit den umlaufenden Gerüchten entsprach; wenn ich diese Menge im Sinne habe, überkommt mich der Gedanke an die mir ebenfalls wohlbekannteste Angst der menschlichen Kreatur vor einer Wahrheit, der sie nicht standhalten zu können fürchtet. Zuletzt aber erscheinen die mir aus zuverlässigen Berichten an Angesicht, Haltung und Stimme wie Freunde vertraut Gewordenen, die sich weigerten, den Befehl auszuführen oder weiterzugeben, und den Tod erlitten oder ihn sich gaben, oder die erfuhren, was geschah, und sich dagegen auflehnten und den Tod erlitten, oder die erfuhren, was geschah, und weil sie nichts dawider unternehmen konnten, sich den Tod gaben. Ich sehe diese Menschen ganz nah vor mir, in jener besonderen Intimität, die uns zuweilen mit Toten, und mit ihnen allein, verbindet; und nun herrscht in meinem Herzen die Ehrfurcht und die Liebe zu diesen deutschen Menschen.

Jetzt aber nötigt mich etwas, aus der Erinnerung in die Gegenwart zu treten; und da umrauscht mich all die Jugend, die in der Zeit seit jenen Vorgängen herangewachsen ist und an dem großen Verbrechen keinen Anteil hat. Diese Jugend, die heute doch wohl die eigentlichste Lebendigkeit des deutschen Volkes ist, zeigt sich mir in einer gewaltigen inneren Dialektik. Ihr Kern ist als Kern in einen inneren Kampf einbezogen, der zumeist gleichsam unterirdisch verläuft und nur von einer Zeit zur andern an die Oberfläche tritt. Dieser aber ist nur ein Teil, und

zwar der immerhin schon deutlichste Teil des großen Innenkampfes, der heute in allen Völkern, in der Herzgrube jedes Volkes, mehr oder weniger bewußt, mehr oder weniger leidenschaftlich gefochten wird. Die Rüstung zur Endschlacht des homo humanus gegen den homo contrahumanus hat in der Tiefe angehoben; aber die Front zerfällt in so viele Einzelfronten, als es Völker gibt, und die an einer Einzelfront stehen, wissen meist nichts von den anderen Einzelfronten. Noch deckt Dämmerung den Kampf, von dessen Verlauf und Ausgang es wohl abhängt, ob aus dem Geschlecht der Menschen trotz allem doch eine Menschheit wird. Der sogenannte Kalte Krieg zweier riesenhafter Staatengruppen samt all seinen Nebenwerken verdeckt noch die wahre Kampf-Pflicht und -Solidarität, deren Linie quer durch alle Staaten und Staatsvölker geht, gleichviel wie diese ihr Regime benennen; aber der Blick für die tiefere Wirklichkeit, für die wahre Not und Gefahr ist im Wachsen. In Deutschland, vornehmlich in der deutschen Jugend, trotz all ihrer Zerrissenheit, habe ich mehr davon gefunden als sonstwo. Die Erinnerung an die zwölfjährige Herrschaft des homo contrahumanus hat hier den Geist wacher und des ihm als Geist aufgetragenen Werkes bewußter gemacht, als er vordem war.

Kundgebungen wie die Erteilung des Hansischen Goethepreises und des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an einen überlebenden Erzjuden, wollen in diesem Zusammenhang verstanden werden; auch sie sind Momente im Ringen des Menschengenies gegen die Dämonie des Untermenschlichen und Widermenschlichen. Der Überlebende, an dem sich solche Kundgebungen vollziehen, ist in die hohe Pflicht der Querfront-Solidarität genommen: Solidarität aller Teilscharen in dem entbrennenden Kampf um das Werden einer Menschheit. Diese Pflicht ist in der gegenwärtigen Stunde die höchste Erdenpflicht. Ihr zu gehorchen lag dem zum Symbol erwählten Juden auch da, gerade da ob, wo das nie zu tilgende Gedächtnis dessen, was geschehen ist, sich dawider stellte. Denn wenn er vor kurzem dem über alles hinaus sieghaft wirkenden Geiste Goethes dankte und heute dem Friedensgeist dankt, der immer wieder und jetzt wie je aus Büchern deutscher Zunge zur Welt spricht, bedeutet sein Dank sein solidarisches Bekenntnis zum gemeinsamen - auch Deutschen und Juden gemeinsamen - Kampf gegen das Widermenschliche und die Entgegnung auf ein

vernommenes Gelübde von Kämpfern.

Horchen auf die menschliche Stimme, wo sie unverfälscht ertönt, und Entgegnung an sie - das ist es, wessen es heute zuvorderst bedarf. Der betriebstolle Lärm der Stunde darf die vox humana, die zu Stimme gewordene Essenz des Menschlichen, nicht länger übertönen. Sie soll aber nicht bloß gehört werden, Antwort soll ihr widerfahren, die sie aus der einsamen Monogik ins anhebende Gespräch der Völker zieht. In ihren menschlichen Menschen müssen die Völker ins Gespräch kommen, wenn der Große Friede erscheinen und das verwüstete Leben der Erde sich erneuern soll.

Der Große Friede ist etwas wesensmäßig anderes als der Nichtkrieg. Auf einem frühen Wandbild im Stadthaus von Siena sind die bürgerlichen Tugenden versammelt. Würdig und würdebewußt sitzen die Frauen da, bis auf eine in ihrer Mitte, die sie alle überragt, nicht Würde mehr, sondern gelassene Majestät: drei Lettern melden ihren Namen: PAX. Das ist der Große Friede, den ich meine. Sein Name bedeutet nicht, daß es ein Etwas, das man Krieg nannte, nicht mehr gibt, seit er waltet - das ist viel zu wenig, als daß man daraus diese Serenität verstehen könnte; er bedeutet, daß es nun etwas gibt, wirklich gibt, was größer und mächtiger, noch größer und noch mächtiger ist als der Krieg. In den Krieg gehen die menschlichen Leidenschaften ein wie die Wasser ins Meer, und er schaltet mit ihnen, aber in den Großen Frieden müßten sie eingehen wie die Erze ins Feuer, daß es sie schmelze und verwandle, und nun würden die Menschenvölker in gewaltigerer Leidenschaft miteinander bauen, als sie je gegeneinander gefochten haben.

Der sienesischer Maler hat die hohe PAX nur in seinem Traum gesehen. Aus der geschichtlichen Wirklichkeit kannte er sie nicht, denn da ist sie noch niemals erschienen. Was man in der Geschichte Frieden nennt, ist ja nie etwas anderes gewesen als eine - angstvolle oder illusions-selige - Pause zwischen zwei Kriegen. Der weibliche Genius aber, den der Maler in seinem Traume sah, ist eine Herrin nicht der Unterbrechungen, sondern der neuen, der größeren Taten.

Dürfen wir denn nun Hoffnung hegen, daß das aller bisherigen Geschichte unbekannt gebliebene Antlitz diesem unserm Spätgeschlecht erstrahle, das unrettbar dem Unheil verfallen scheint? Haben wir uns doch gewöhnt, den Weltzustand, in dem wir seit dem Ende des

Zweiten Weltkriegs leben, nicht einmal mehr als Frieden, sondern als die »kalte« Phase des in Permanenz erklärten Weltkriegs zu bezeichnen! Ist es nicht Schwärmerei, aus einem Zustand, der auch den Schein des Friedens nicht mehr zu wahren sucht, von dem nie gewesenen Großen Frieden als von etwas Erreichbarem zu reden?

Es ist gerade die Tiefe der Krisis, die uns so zu hoffen erlaubt. Das ist nicht eine der geschichtlich vertrauten Erkrankungen des Völkerlebens, aus denen es sich zu einer gemächlichen Genesung wenden mag. Urkräfte sind aufgerufen, an der einmaligen Entscheidung, die es gilt, der zwischen Verderben und Wiedergeburt, wirkend teilzunehmen. Es ist ja nicht der Krieg, durch den diese Krisis hervorgebracht worden ist, sondern sie, die Krisis des Menschen, ist es, die diesen totalen Krieg und den auf ihn folgenden nichtigen Frieden hervorgebracht hat.

Der Krieg hat von je einen Widerpart, der fast nie als solcher hervortritt, aber in der Stille sein Werk tut: die Sprache - die erfüllte Sprache, die Sprache des echten Gesprächs, in der Menschen einander verstehen und sich miteinander verständigen. Es liegt im Wesen schon des primitiven Kriegs, daß er jeweils da beginnt, wo die Sprache aufhört, das heißt, wo die Menschen sich nicht mehr miteinander über die strittigen Gegenstände zu unterreden oder sie der schlichtenden Rede zu unterbreiten vermögen, sondern miteinander der Sprache entfliehen, um in der Sprachlosigkeit des Einanderumbringens eine vermeintliche Entscheidung, sozusagen ein Gottesurteil zu suchen; bald bemächtigt sich freilich der Krieg auch der Sprache und versklavt sie in den Dienst seines Schlacht-Geschreis. Wo aber die Sprache, und sei es noch so scheu, wieder von Lager zu Lager sich vernehmen läßt, ist der Krieg schon in Frage gestellt. Seinen Kartätschen wird es leicht, das Wort zu übertönen; aber wenn das Wort ganz lautlos geworden ist und nun, lautlos, hüben und drüben die Kunde in die Herzen trägt, daß kein menschlicher Konflikt durch Töten, auch nicht durch Massentötung, wirklich zu lösen ist, hat es, das Menschenwort, schon angefangen, die Kartätschen zum Verstummen zu bringen.

Jetzt jedoch hat die Krisis des Menschen, die in unserem Zeitalter in die Erscheinung getreten ist, insbesondere eben das Verhältnis des Menschen zu Sprache und Gespräch zu zerrütten unternommen. Der Mensch in der Krisis, das ist der Mensch, der seine Sache nicht mehr dem

Gespräch anvertraut, weil ihm dessen Voraussetzung, das Vertrauen, verlorengegangen ist. Darum hat der kriegsbesessene Widerfriede, der sich heute Frieden nennt, über die Menschen kommen können. Was bisher in jeder geschichtlichen Friedenszeit sich erhoben hatte, das lebendige Wort zwischen Mensch und Mensch, die Differenz der Interessen und Gesinnungen Mal um Mal entgiftend, daß sie nicht zur Absurdität des Nicht-mehr-weiter, zum Wahn des Krieg-führen-müssens entarteten, das lebendige Wort des Menschengesprächs, das jeweils seine Flügel tat, bis der Wahn es erstickte, scheint nun mitten im Nichtkrieg entseelt worden zu sein. Die Debatten der Staatenvertreter, die der Rundfunk uns zuträgt, haben mit einem Menschengespräch nichts mehr gemein: Man redet nicht zueinander, sondern in die gesichtslose Öffentlichkeit hin. Aber auch die Kongresse und Konferenzen, die im Namen der Völkerverständigung tagen, entbehren der Substanz, die allein die Verhandlung zum echten Gespräch zu erheben vermag, der unbefangenen Direktheit in Anrede und Antwort. Darin aber verdichtet sich nur die allgemeine Tatsache, daß die Menschen nicht mehr willens oder nicht mehr fähig sind, unmittelbar zueinander zu sprechen. Sie sind es nicht, weil sie kein Vertrauen mehr zueinander haben, und jeder weiß, daß der andre zu ihm kein Vertrauen mehr hat. Hält aber etwa einer im Getriebe der widersprachlichen Rede inne und besinnt sich, dann merkt er, daß in all seinem Verhältnis zu irgendwem kaum noch etwas besteht, was Vertrauen genannt zu werden verdiente.

Und dennoch ist es, man muß das wieder und wieder sagen, gerade die Tiefe der Krisis, die uns zu hoffen ermächtigt. Wagen wir es nur, die Situation mit jenem großen Realismus zu erfassen, der zwar all die bestimmbaren Realien des öffentlichen Lebens überschaut, aus denen sie sich zusammensetzen scheint, aber auch des Allerrealsten gewahr wird, das insgeheim auf ihrem Grunde webt, der Latenz von Heilung und Heil im Angesicht des drohenden Untergangs. Was außerhalb der Krisis nie sich offenbarte, die wendende Macht, tritt ans Werk, wenn der von der Verzweiflung Ergriffene, statt sich fallen zu lassen, seine Urkräfte aufruft und mit ihnen die Umkehr des Wesens vollzieht. So geschieht es im Leben der Person und so in dem der Gattung. In der Tiefe ist die Krisis nackte Entscheidung, nicht ein Schwanken zwischen

Verschlechterung und Besserung, sondern Entscheidung zwischen Zersetzung und Erneuerung des Gewebes.

Die Krisis des Menschen, die in unseren Tagen kenntlich geworden ist, gibt sich am deutlichsten als Krisis des Vertrauens kund, wenn wir diesen Begriff des Wirtschaftslebens so gesteigert anwenden wollen. Man fragt: Vertrauen zu wem? Aber die Frage enthält schon eine Begrenzung, die hier nicht zulässig ist. Es ist das Vertrauen schlechthin, das dem Menschen dieses Zeitalters immer mehr abhanden gekommen ist. Und damit ist aufs engste die Krisis der Sprache verbunden; denn im wahren Sinn zu einem sprechen kann ich nur, wenn ich erwarten darf, daß er mein Wort wahrhaft aufnehme. Darum sind die Tatsache, daß es dem heutigen Menschen so schwer fällt zu beten (wohlgemerkt: nicht, für wahr zu halten, daß es einen Gott gibt, sondern ihn anzureden), und die Tatsache, daß es ihm so schwer fällt, mit seinem Mitmenschen ein echtes Gespräch zu führen, Stücke eines einzigen Sachverhalts. Dieser Mangel an Vertrauen zum Sein, diese Unfähigkeit zum rückhaltlosen Umgang mit dem andern weisen auf eine innerste Erkrankung des Daseinssinns hin. Eine der Äußerungsformen dieser Erkrankung, und die aktuellste von allen, ist das, wovon ich ausgegangen bin: daß ein echtes Wort zwischen den Lagern nicht aufkommt.

Kann solch eine Krankheit heilbar sein? Ich glaube, daß sie es ist, und von diesem meinem Glauben aus spreche ich zu Ihnen. Ich habe keine Beweise für meinen Glauben, ein Glaube ist nicht beweisbar, sonst wäre er nicht, was er ist, das große Wagnis. Statt eines Beweises rufe ich den potentiellen Glauben eines jeden meiner Hörer an, der ihn zu glauben vermag.

Wenn es Heilung gibt, wo kann die heilende

Handlung ansetzen? Vielmehr, wo muß die Weensumkehr beginnen, auf die die heilenden Mächte, die Heilmächte auf dem Grunde der Krisis warten?

Daß die Völker, die Völkermenschen kein echtes Gespräch mehr miteinander führen können, ist nicht bloß das aktuellste, es ist auch das uns am dringendsten anfordernde Phänomen der Pathologie unserer Zeit. Ich glaube trotz allem, daß die Völker in dieser Stunde ins Gespräch, in ein echtes Gespräch miteinander kommen können. Ein echtes Gespräch ist eins, in dem jeder der Partner den andern, auch wo er in einem Gegensatz zu ihm steht, als diesen existenten andern wahrnimmt, bejaht und bestätigt; nur so kann der Gegensatz zwar gewiß nicht aus der Welt geschafft, aber menschlich ausgetragen und der Überwindung zugeführt werden.

Zum Beginnen des Gesprächs sind naturgemäß jene berufen, die heute in jedem Volk den Kampf gegen das Widernenschliche kämpfen. Sie, die die ungewußte große Querfront des Menschentums bilden, sollen sie bewußt machen, indem sie rückhaltlos miteinander sprechen, nicht über das Trennende hinweg, sondern entschlossen, es gemeinsam zu tragen.

Ihnen entgegen steht der Nutznießer der Völkertrennung, das Widernenschliche im Menschen, welches das Unternenschliche ist, der Feind der werden wollenden Menschheit.

Das Wort Satan bedeutet im Hebräischen Hinderer. Das ist die rechte Bezeichnung des Widernenschlichen im Menschen und im Menschengeschlecht. Lassen wir von dem satanischen Element darin uns nicht hindern, den Menschen zu verwirklichen! Erlösen wir die Sprache aus ihrem Bann! Unterfangen wir uns, trotz allem, zu vertrauen!